

# Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 21

Gießen, Sonntag Trinitatis, den 26. Mai 1918

7. Jahrg.

## Das Geheimnis der Kraft.

2. Sam. 10, 12. Sei getrost, und laß uns stark sein für unser Volk und für die Städte unseres Gottes; der Herr aber tue, was ihm gefällt.

Der Krieg, in dem wir stehen, hat uns das Verständnis für die Heldentlieder und Kampfgesänge des Volkes Israel, wie sie uns das Alte Testament wiedergibt, neu erschlossen. Wir erleben die großen Zeiten in der alten Geschichte des Volkes Gottes mit, wir stärken uns an den aufmunternden Worten und zuversichtlichen Gebeten seiner Helden. Auch das Wort des Joab, der in Davids Auftrag gegen die Uebermacht der Syrer und Ammoniter auszog, hat uns heute noch etwas zu sagen. Es ruft uns in dem letzten schweren Ringen um unseres Volkes Zukunft zu: Seid getrost, und laßt uns stark sein für unser Volk und für die Städte unseres Gottes; der Herr aber tue, was ihm gefällt. So ziehen Helden von Gottes Gnaden in den Kampf, so halten Kämpfer in der schwersten Not aus, selbst getrost und stark im Streite für das Volk, aber den Sieg in Gottes Hand stellend. An Josua, den Streiter Gottes, erging der Befehl aus des Herrn Mund: Ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig siehest, laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr, dein Gott ist mit dir in allem, was du tun wirst. Das ist das Geheimnis der Kraft, das Mittel zum Sieg. Wir müssen es auch lernen, wenn wir in Gottes Kraft siegen wollen. Getrost und stark wollen wir für unser Volk im Kampfe stehen draußen und drinnen und in unerschütterlichem Vertrauen die Hände zu Gott erheben: der Herr tue, was ihm gefällt. Eine solche Gesinnung schafft Sieger, weil der oberste Kriegsherr, unser Gott, mit denen ist, die sich auf ihn verlassen. Getreu und getrost, still und stark, das ist das Geheimnis der Kraft auch für das deutsche Volk.

## Vor sechzig Jahren nach Paris.

Erinnerungen eines Giessener Bürgers.

(Fortsetzung.)

In der Sprache machte ich ebenfalls gute Fortschritte. Mein Ohr hatte sich sehr bald an die französischen Laute gewöhnt; ich verstand alles, was die Leute sagten, ich konnte richtige Antworten geben und meine Anliegen in verständlicher Weise vorbringen.

Nun kamen mir auch meine erworbenen Schulkenntnisse gut zustatten, sie ermöglichten mir, Zeitungen und Bücher mit dem Geist und das Wesen der Sprache einzudringen.

Bei uns wohnte ein Student, ein braver und wohlzogener junger Mann aus guter Familie in der Provinz, der die Rechte studierte. Auf Wunsch seiner Eltern war er nicht in das Studentenviertel gezogen, auch weil ihm selbst die dort herrschenden Sitten nicht gefielen. Mit diesem unterhielt ich mich sehr gern, denn ich fühlte, daß meine Unterhaltung mit gebildeten Menschen zum Erlernen einer fremden Sprache von Wert, ja selbst von grundlegender Bedeutung sein könne. Wie alle Franzosen, hatte er über Deutschland eine sehr unklare Vorstellung. So glaubte er, wir lebten in einem rauhen und unwirtlichen Lande ohne Kultur und hätten schlechte Lebensgewohnheiten. Doch zeigte er Interesse und hörte meinen Schilderungen unserer Sitten, unseres Familienlebens und unserer Gebräuche aufmerksam zu. Als ich ihm einmal sagte, daß wir in der Schule den Dvid, den Virgil und den Homer gelesen hätten, wollte er es nicht glauben, bis ich ihm einige mir noch erinnerliche Verse aus diesen Schriftstellern repetierte, die er dann in der den Franzosen eigentümlichen Aussprache wiederholte. Damit waren wir uns etwas nähergerückt, und ich konnte die Beobachtung machen, daß mein Ansehen sehr gestiegen war und daß vor allem seine Begriffe über Deutschland sich wesentlich geändert hatten.

Durch die gründlichen Unterweisungen meines Veters war ich bald so weit vorbereitet, daß ich mir eine meinem Selbstgefühl mehr zusagende Stelle suchen konnte. Mein neuer Patron, ein noch ziemlich junger Mann, war sehr geschäftstüchtig. Er behandelte seine Leute freundlich und mit Wohlwollen, so daß ich es als ein Glück betrachtete, bei ihm Beschäftigung gefunden zu haben. Während ich vordem nur auf eine angemessene Vergütung Anspruch erheben konnte, verdiente ich jetzt so viel, daß ich bei der mir von Hause aus anerzogenen Sparsamkeit aus eigenem Verdienst meine Lebensbedürfnisse bestreiten konnte. In dieser sehr angenehmen Stellung bin ich lange geblieben. Wir hatten zumeist feinere Kundenschaft, darunter auch solche, die den Sommer über in Maisons Laiffite wohnten.

Maisons Laiffite ist eine Waldstadt, in der weiteren Umgebung von Paris am Walde von St. Germain und an der Seine gelegen; die vielen herrschaftlichen Landhäuser stehen mitten im Walde, ziemlich weitab von der Fahrstraße und mitunter so hinter Bäumen versteckt, daß man sie aufsuchen mußte. Die tiefe Ruhe, die dort herrscht, mag den durch den ohrbetäubenden Lärm der Großstadt aufgepeitschten Nerven der Pariser eine große Wohlthat gewähren. Auf dem am Seineufer gelegenen prachtvollen Schlosse La Boudoire, das einst Marschall Lannes von Napoleon I. zum Geschenk erhalten hatte und das nachher auf den Bantier Laiffite übergegangen war, waren wir ebenfalls beschäftigt. Ganz in der Nähe werden auch die weltbekannten Pferderennen abgehalten.

Nachdem ich etwa ein Jahr bei meinem Better gewohnt hatte, zog dieser aus, während ich im Hause weiter wohnen blieb; der Concierge hatte mir nämlich ein anderes Zimmer angeboten, das mir sehr gefiel. Das Haus, im oberen Teil des Faubourg Poissonière gelegen, stand an und für sich schon auf einer Anhöhe, dazu lag das Zimmer im vierten Stock, so daß man vom Fenster aus einen prachtvollen Blick über ganz Paris genoß. Namentlich nach Eintritt der Dunkelheit war er von bezaubernder Wirkung; bis in die entferntesten Teile der riesigen Stadt sah man die Lichter und über den großen Boulevards her einen hellglänzenden Lichtstreifen am Himmel, die Abspiegelung der intensiven Beleuchtung dieses Sträßenzuges. Zudem wohnte ich da sehr billig, indem ich die seither benutzten Möbel käuflich erworben hatte, während der Mietpreis für möblierte Zimmer schon recht hoch war. Ueberhaupt konnte man damals in Paris recht billig leben, wenn man mit seinen Mitteln richtig hauszuhalten verstand. Es gab saubere und gute Speisehäuser, in denen man ein einfaches, doch schmackhaft zubereitetes Mittagessen schon für wenig Geld erhielt. Nur mußte man sich auskennen, denn es gab auch Gasthäuser, die wenig empfehlenswert waren.

Die Angehörigen der Familie W. . . , die mir schon von Gießen aus bekannt waren, besuchte ich sehr oft. Der eine Sohn war als geschickter Sattler nach Paris gekommen, hatte mehrere Jahre in größeren Werkstätten gearbeitet, sich mit einer Französin, einer früheren Institutslehrerin, verheiratet und alsdann sein eigenes Geschäft angefangen. Seine beachtenswerten Leistungen und sein gewandtes Auftreten verschafften dem Geschäft einen guten Fortgang. Neben seinen Pferdegeschirren fertigte er hauptsächlich elegante Stirnbänder für Pferde an, mit denen damals in Paris, besonders bei solchen Ausfahrten, ein großer Luxus getrieben wurde. Zu seiner Unterstützung ließ er seinen Bruder, der ebenfalls Sattler war, und seine Schwester nachkommen; außerdem noch einen Neffen, der etwas jünger war als ich, und

noch einen Gehilfen aus Gießen, der in meinem Alter stand, die er alle für seinen Betrieb anlernte und darin beschäftigte. In der fremden Stadt bot mir diese Familie einen angenehmen Zufluchtsort; ich hörte meine Muttersprache und konnte damit das Heimwehgefühl, das mich besonders im Anfang meines Dortseins zuweilen beschlich, etwas lindern. Außerdem trug ich in dem gastlichen Hause öfter Bekannte, namentlich Gießener. Die Wohlthat dieser Stätte empfand ich um so mehr, als ich tagsüber fast nur mit Franzosen in Berührung kam.

Die Pariser Bürger und Geschäftsinhaber, die ich kennen lernte, und wie man auch im allgemeinen annehmen darf, waren durchaus ehrenwerte und achtbare Leute. Sie waren geschäftstüchtig, arbeitsam und sparsam. Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, möglichst bald so viel zu erwerben, um sich vom Geschäfte zurückziehen und von dem Erworbenen sorgenfrei leben zu können. Um dieses Ziel um so eher und sicherer zu erreichen, mußten die Frauen, sofern diese nicht schon einen eigenen Beruf ausübten, im Geschäft des Mannes mithelfen. Nun kam es nicht selten vor, daß eine temperamentvolle Französin an Geist, Energie und Befähigung dem Manne überlegen war, daß sie die Leitung in die Hand nahm und so die Seele des Geschäftes wurde. Immerhin war die Tätigkeit der intelligenten und fleißigen Frauen den Geschäften von unschätzbarem Vorteil und auch von sichtbarem Erfolg.

Daß unter diesen Umständen das Familienleben, besonders aber die Kindererziehung, sehr notleiden mußte, war erklärlich. Wer nicht in der Lage war, sich besondere Leute für die Pflege und Beaufsichtigung der Kinder zu halten, gab sie gleich nach der Geburt zu einer Nähramme auf das Land. Diese zog das kleine Wesen neben dem ihrigen nach Art der Dorfbewohner auf, so gut sie es vermochte, und wenn es genügend laufen und sprechen konnte, brachte sie es den Eltern zurück, gewöhnlich in einem Zustande, der sich mit Reinlichkeitsbegriffen nicht gut in Einklang bringen ließ. Bis zum Reifealter für die Schule fanden die Kinder Aufnahme in den großen Kinderasylen, die mit unseren Kleinkinderschulen vieles gemein hatten. Der Volksunterricht wurde in klosterähnlichen Gebäuden nur von Schulbrüdern und Schulschwestern erteilt. Auch die Schulen für Kinder besserer Stände waren fast durchweg Internate. Für die Knaben die Lyzeen und für die Mädchen Klosterschulen. Nur an Sonntagen durften die Kinder ihre Eltern besuchen. Diese Erziehungsweise hat insofern ihr Gutes, als dadurch die Kinder viel von der Straße abgehalten werden und sogar bei ihren Spielen stets unter Aufsicht stehen. Der grobe Unfug, wie er hierzulande zuweilen von Kindern auf der Straße getrieben wird, fällt damit fort oder macht sich wenigstens nicht so bemerkbar.

Paris  
Quelle  
Nur  
haltu  
fand  
Das  
kaufer  
durch  
wurd  
einen

Gesch  
Ein

sich d  
an, a  
zu gu  
Sand  
eigen  
schlei  
gegen  
Reise  
tes d  
wüßt  
aber  
Schu  
haben  
dieser  
entp  
Nach  
nun  
gewe  
traut  
zu er  
schen  
Dan  
älter  
die C  
nun  
konte  
er en  
K  
Fre  
Wes  
tion  
es m  
die i  
geseh  
Dam  
rers,  
nahm  
ich d  
die f  
zimm  
die  
Dort  
Fre  
unter  
Plag  
ders  
dur

In sanitärer Beziehung herrschten in Paris noch arge Mißstände. Gutes, reines Quell- oder Leitungswasser gab es nicht. Nur filtriertes Seinenwasser stand den Haushaltungen zu Gebote. In jedem Hause bestand sich ein aus Steinen erbauter Filter. Das Wasser, das man von den Wasserträgern kaufen mußte, wurde oben eingeschüttet, durchsickerte eine poröse Sandsteinplatte und wurde dann zum Kochen und Trinken durch einen Zapfkrahn entnommen.

(Fortsetzung folgt.)

### Geschichten und Bilder aus Alt-Gießen.

Einige Anmerkungen zum ersten Gießener Adreßbuche.

(Schluß.)

Welche Fülle von Erinnerungen knüpft sich doch an die Schulzeit, vom ersten Tage an, an welchem man zaghaft, mit dem meist zu großen Ranzen auf dem Rücken, an der Hand eines der älteren Geschwister, halb aus eigenem Antrieb, halb gezogen, dem noch schleierhaften neuen Lebensabschnitt entgegenwendelt, bis zum Schluß, da man, das Reisezeugnis in der Tasche, erhobenen Hauptes die Anstalt verläßt, mit dem stolzen Bewußtsein, ein ganzer Kerl geworden zu sein, aber auch mit dem behaglichen Gefühl, die Schule nun für alle Zeiten hinter sich zu haben. Mancher zog damals großend ab, weil dieses oder jenes nicht seinen Erwartungen entsprach. Aber welche Fülle von Langmut, Nachsicht und Unverdrossenheit mißere guten, nun schon lange heimgegangenen Lehrer angewendet haben, um mit den ihnen anvertrauten Schülern das vorgeschriebene Pensum zu erreichen und aus ihnen brauchbare Menschen heranzubilden, das fühlt ein nicht jeder Dankbarkeit bare Mensch so recht, wenn er älter geworden ist und die andere Schule, die Schule des Lebens, durchlaufen hat und nun das Soll mit dem Haben des Schulzeitkontos vergleicht. Er wird dann finden, daß er ewig ein Schuldner bleibt.

Kurz bevor das Franz'sche Haus, die „Franz'schul“ in der Hintergasse (jetzt leider Westeingasse), dem Neubau der Restauration „zum Aquarium“ weichen mußte, zog es mich noch einmal zu den alten Räumen, die ich seit mehr als 50 Jahren nicht wieder gesehen hatte. Die darin noch wohnende Dame, die Schwester meines ehemaligen Lehrers, gestattete mir gern die Inaugenscheinnahme. Mir wurde es eigen ums Herz, als ich die schmale Treppe hinaufging und über die fußhohe Schwelle hinweg in das Schulzimmer trat. Nichts hatte sich verändert, nur die Tische und Bänke waren verschwunden. Dort rechts sah ich damals neben meinem Freunde Wilhelm Koch, und in der Mitte unter den hochgelegenen Fenstern war der Platz von Karl Böß, der, wenn wir besonders brav gewesen waren, das Lied singen durfte: „Wenn jemand eine Reise tut, so

kann er was erzählen,“ in dessen Refrain die ganze Klasse einfiel: „Da hat er gar nicht übel, gar nicht übel dran getan, erzähle er mir weiter, Herr Urian!“ In einem kleinen Platz in der Mitte der hufeisenförmig aufgestellten Schultische und -bänke stand abseits ein kleiner Tisch, an welchem unser guter Lehrer saß. Ich sehe ihn noch, wie er, wenn wir mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt waren, die Duzende von Gänsefedern schnitt, mit welchen wir dann unsere Hieroglyphen in die Bücher, die er selbst linierte, malten; denn es gab damals noch keine Stahlfedern und keine Schreibhefte mit Linien. Wie vor 50 Jahren, flogen noch die Schwalben dicht an den Fenstern vorbei und sangen in langgezogenen Tönen ihr altes Lied. Auch die Spaziertrugen noch, wie damals, ihre Zäunereien auf dem anstoßenden Dach des Holzschuppens aus. Nur die Hühner fehlten, deren Gekacker einst von unten heraufscholl und dem ohnedies schon familiären Verhältnisse der etwa 40—50 Jungen untereinander und mit ihrem Lehrer einen anheimelnden und gemüthlichen Anstrich verlieh.

Lange stand ich sinnend da, bis mich die freundliche alte Dame auf das Schulzimmer ihres Großvaters aufmerksam machte, das auch noch sein damaliges Gepräge trug. Hier am langen Tisch sahen die „Lateiner“ und blickten, wenn sie in der Sommerhitze hinter einer Arbeit schwitzten, sehnsüchtig nach dem mit Eßig und Zucker schmaderhafter gemachten Glase Wasser, welches der mit am Tische sitzende bejahrte Herr vor sich stehen hatte. Aber es bekam keiner von uns etwas davon. Nur der kleine Volp kam einmal, als der Gestrenge, von der Hitze überwältigt, eingenickt war, vom anderen Ende des Tisches unter diesem hervorgekrochen, holte sich über die Kante hinweg das Glas und trank es, fast zwischen den Beinen des Alten sitzend, unter dem Tisch halb aus, während wir den Atem hielt. Es ist ihm nichts passiert, dem kleinen Volp; denn als der alte Herr erwachte, sahen wir alle eifrig an der Arbeit, und von dem Attentat auf sein Wasser schien unser Lehrer nichts gemerkt zu haben. Auch das winzige Höfchen betrachtete ich mir noch einmal, dann ging ich. Die Hintergasse kam mir beim Hinaustreten aus dem Hause auf einmal wieder viel bekannter vor, trotzdem es ja nicht mehr die Hinter-, sondern die Westeingasse war, die vor mir lag. Hier in der engen und budligen Hintergasse gingen in der Hauptsache die Kriegsjahre 1864 und 1866 an uns vorüber, ohne auf unsere kindlichen Gemüther einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Wir lebten in den Tag hinein und überließen anderen die Sorgen.

Lange Jahre hindurch hatten die Schüler ein besonderes Glöckchen auf dem Stadtkirchturm, welches morgens und mittags eine Viertelstunde vor Schulanfang fünf Minuten lang angeschlagen wurde und für sie eine Aufforderung von oben herab war, sich auf den Weg zu machen. Man nannte das Lä-

ten dieses Glöckchens „Klappen“. „Macht, daß ihr fortkommt,“ sagte die Mutter zu den Kindern, „es kläpft!“ Mit der Aufhebung des Klappens ist ein Stück Altgießener Brauchs dahingegangen.

Am Schluß des ersten Teils des 1840er Adreßbüchleins sind die Armenkommission und die Pfand- und Leihanstalt erwähnt, die beide Großherzoglich waren und sich auf dem Spitalgrundstück befanden, das neben der Vog'schen Wirtschaft seinen Eingang hatte. Die Armenkommission bestand aus dem Polizeirat, zwei Pfarrern, einem Arzt, dem Bürgermeister Schneider und dem Stadtverordneten Mähl. Sie war somit zweckentsprechend zusammengesetzt. Ein Rechner besorgte die Verwaltungsarbeit. Die Direktion der Pfand- und Leihanstalt bildete der Polizeirat, der Bürgermeister und ein Stadtverordneter. Es waren die gleichen Herren, die bei der Armenkommission tätig waren. Dagegen erforderte die Verwaltung vier Beamte: einen Kassierer, einen Kontrolleur, einen Taxator und einen Kassendiener. Das läßt tief blicken bei einer Stadt von nur 8500 Einwohnern. Der Kassierer war der alte Rentant Bieler, eine bis in das hohe Alter hinein außergewöhnlich rüstige und durch ihren Humor stadtbekannt Persönlichkeit. Bieler behauptete stets, seine unverwundliche Gesundheit und sein hohes Alter seien einzig und allein die Folge seiner peinlich genau geregelten Lebensweise und des täglichen Gemusses eines Schoppens — Wasser, früh morgens nüchtern. Er empfahl das jedem, der ihn fragte, woher es käme, daß er trotz seiner Bejahtheit — er ist 1884, 96 Jahre alt, gestorben — noch so flink und schlagfertig sei. Bieler hatte 1812 als Leutnant den russischen Feldzug und den Uebergang über die Beresina mitgemacht und in einem Tagebuch interessante Aufzeichnungen über seine Erlebnisse hinterlassen.

Merkwürdigerweise ist das städtische Hospital in dem Adreßbüchlein unter den Anstalten nicht aufgeführt. Dagegen steht in dem Verzeichnis der Hausbesitzer unter Seltersweg Lit. 5 „das Spital“ und unter den Namen der Staatsdiener, Subalternen usw. der des Spitalverwalters Pfeil. Offenbar hat der Verleger übersehen, die Anstalt aufzuführen.

Wie der Leser gefunden haben wird, so hat dieser Aufsatz nicht nur das 1840er Adreßbüchlein und die Zeit, in welcher es erschienen ist, sondern in der Hauptsache Erinnerungen an Personen und Ereignisse aus späteren Jahren behandelt, Erinnerungen, die durch den Inhalt des Büchleins wachgerufen worden sind. Bei manchem älteren Gießener werden die Schilderungen längst verklungene Saiten wieder zum Tönen gebracht und Veranlassung zum Weiterspinnen

der Fäden gegeben haben. Den Jüngeren aber bietet sich die Gelegenheit, einen Vergleich anzustellen zwischen dem Damals und der Neuzeit, namentlich in bezug auf die Verkehrs- und Bildungsverhältnisse. Es ist seit 1840 vieles auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Wie wird es in weiteren 70 Jahren aussehen? Tempus edax rerum! \*)

Louis Frech.

\*) In freier Uebersetzung: Die Zeit gleitet über die Ereignisse hinweg.

### Kleine Mitteilungen.

Der älteste evangelische Feldgeistliche, der 51jährige Divisionspfarrer Friedrich Eichler, starb am Sonntag Misericordias Domini; eine Granate riß ihn auf dem Hauptverbandsplatz eines Infanterie-Regiments in Stücke; er war Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse.

\*

In Nr. 13 unseres Gemeindeblattes hat der Verfasser der Artikelserie „Einige Anmerkungen zum ersten Gießener Adreßbuche“, Herr Prokurist Louis Frech, die Vermutung geäußert, daß der bei den Studenten unbeliebte Universitätskanzler Linde gar nicht in Gießen gewohnt habe. Diese Vermutung ist richtig. Ein Leser unseres Blattes sendet uns einen in der „Korpszeitung des Korps Hassia“ erschienenen Aufsatz des Herrn Professors Wilhelm Flegler, in dem mitgeteilt ist, daß Linde, der Universitätskanzler und Ministerialrat war, in Darmstadt seinen Wohnsitz hatte. Linde, der in den Rheinbundstagen aus Westfalen nach Hessen gekommen war, hat aus Furcht vor demagogischen Umtrieben die Gießener Studenten in der Kleinlichkeit und gehässigten Weise zu knebeln gesucht.

### Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 26. Mai (Trinitatis).

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe. — Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe. — Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannesaal. — Mittwoch den 29. Mai, abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrer Bechtolsheimer.